

Taine und die moderne Soziologie.

I. Taines kritische Theorie.

(Beurteilung derselben durch französische Literaturhistoriker.)

Das Wort „Milieu“ wird gegenwärtig wie ein Schlagwort gebracht und man erkennt daran, wie recht Lanson (*Histoire de la Littérature française* p. 1032) hat, wenn er behauptet: „Alle Generationen, die seit 1865 zur Reife gekommen sind, verdanken ihm (nämlich Taine als dem Urheber einer wissenschaftlichen Milieutheorie) mehr als sonst jemandem —.“ Genauere Kenntnis einer Theorie geht aber bekanntlich mit allgemeiner Verbreitung eines Schlagwortes durchaus nicht Hand und Hand und so dürfte es nicht unerwünscht sein, die so viel berufene Tainesche Theorie aus größerer Nähe anzusehen.

Als berufene Interpreten derselben glaube ich zwei französische Gelehrte betrachten zu sollen, von denen ich einen, Lanson, bereits erwähnt habe. Der andere ist Ferdinand Brunetière in seinem Werke *L'Evolution des Genres dans l'Histoire de la Littérature*, dessen erster Band als Einführung eine Übersicht der Entwicklung der (französischen) Kritik seit der Renaissance enthält, in welcher über Taine von S. 245 bis 278 gehandelt wird.

1. Die kritischen Meisterwerke Taines sind folgende:

• *L'Essai sur La Fontaine et ses fables.*

L'Essai sur Tite-Live, vor allem aber

L'Histoire de la littérature anglaise (1863) und

La Philosophie de l'art (1865 bis 1869). — Dazu die Vorlesungen über das „Ideal in der Kunst“.

Entsprechend dem oben angeführten Urteile Lansons sagt Brunetière, die Bedeutung der Taineschen Theorie überblickend: „Man muß es wiederholen, daß seit Hegel vielleicht niemand mehr in Europa über die Literatur- und Kunstgeschichte mehr neue Ideen in Umlauf gebracht hat als der Verfasser der *Philosophie der Kunst*. Mögen dieselben stark oder tief, wahr oder falsch sein, jedenfalls sind sie verführend und anregend“ (S. 246).

Daß Taine, um zu bauen, sich mancher Bausteine bediente, die er nicht selbst zugerichtet hatte, dazu hatte er nach Brunetière (S. 247) nicht nur das Recht, sondern die Pflicht. Hingegen besteht das Verdienst und das Talent Taines in der Macht und der Fruchtbarkeit seiner aufbauenden Phantasie (S. 248). Was nur eine Ahnung oder ein Vorgefühl bei (seinem Vorgänger) Sainte-Benve war, das hat er zu einer vollständigen Methode zusammengesetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann angemerkt werden, daß längst vor den Literatur- und Kunstkritikern die Geschichtschreiber sich mit solchen Forschungen beschäftigten, und ich will hier nur Montesquieus bemerkenswerte Abhandlung „*Sur les causes qui peuvent affecter les esprits et les caractères*“ anführen und aus dem Altertum sei an eine Stelle des Q. Curtius Rufus erinnert (*Historia Alexandri Magni*, über Indien), wo es heißt: „*Ingenia hominum, sicut ubique, apud illos quoque locorum situs format.*“

Weiter haben auf Taine unmittelbar eingewirkt die deutsche Metaphysik, der französische Positivismus und der englische Naturalismus (S. 248).

Dazu kommen die Fortschritte der modernen Wissenschaft, insbesondere der allgemeinen Physiologie und der Naturgeschichte (S. 249). Taine beschäftigte sich selbst viel mit Physiologie und baute auf ihr sein im Jahre 1870 erschienenenes Hauptwerk „*l'Intelligence*“ auf. Da überhaupt (nächst der Geschichte und der Psychologie) alle Wissenschaften ihren Eingang in die Kritik fanden, so wurde aus der literarischen Kritik, wie sie noch Sainte-Benve betrieben hatte, eine wissenschaftliche Kritik (S. 251).

Lanson legt das Hauptgewicht darauf, daß Taines Kritik aus seiner Philosophie hervorging (obgleich das Hauptwerk, wie eben erwähnt, erst hernach erschien). Sie bildet einen integrierenden Bestandteil der Philosophie, alle literarischen Studien Taines sind „*Beobachtungen*“ der wissenschaftlichen Psychologie (in der oben erwähnten Literaturgeschichte S. 1029). Da die Psychologie Taines deterministisch ist, so muß es auch seine Kritik sein.

2. Der Ausgangspunkt der Taineschen Theorie, das sogenannte Gesetz der wechselseitigen Abhängigkeiten, lautet etwa folgendermaßen:

Wie bei einem lebendigen Organismus alle Teile miteinander in notwendiger Verbindung stehen, ebenso bilden alle Teile eines Werkes, eines Menschen, einer Epoche, einer Zivilisation, eines Volkes ein verkettetes System, so daß man keinen Teil verändern kann, ohne eine entsprechende Veränderung aller anderen hervorzubringen.

Seine Auffassung stellt Brunetière etwa in folgender Auseinandersetzung gegenüber (S. 254). Viel schwerer als das Vorhandensein von Zusammenhängen festzustellen, ist es, deren Notwendigkeit zu erweisen. Denn ohne diesen Nachweis haben wir nur ein zeitliches Zusammentreffen. Das gibt aber keine wissenschaftliche Erkenntnis. Wie eng auch der Zusammenhang zwischen der Tragödie Racines oder der Beredsamkeit Bossuets mit den anderen Teilen der Kulturentwicklung des 17. Jahrhunderts sein mag, man kann nicht zeigen, daß er notwendig ist, da sie ebensogut mit der Beredsamkeit Bourdaloues und mit der Tragödie Thomas Corneilles zusammenhängen, welche ihnen aber kaum gleichen... Alles, was man tun kann, und was Taine getan hat (führt Brunetière fort), das ist einzig allein, in den Teilen eines und derselben Epoche und unter den Charakterzügen eines und desselben Individuums das Hauptsächliche vom Nebensächlichen zu unterscheiden, das Wichtige vom weniger Wichtigen, den wesentlichen und herrschenden Zug von den nebensächlichen, das ist das, was Taine *caractère essentiel ou dominateur* nennt.

3. Dieser wesentliche Charakterzug wird bestimmt, determiniert durch drei allgemeine Ursachen, die Race, das Milieu und den Moment.

a) Was unter Race zu verstehen ist, weiß jedermann oder glaubt wenigstens jedermann zu wissen. Brunetières Standpunkt ist hier ein wenig skeptisch. „Ob man Recht hat, oder ob man sich über die Wesenheit dieser Verschiedenheiten (der Race) täuscht, das werden wir bald prüfen müssen. Ich glaube aber mindestens, daß man übertreibt (S. 259). Zum Erweise seiner Auffassung führt Brunetière folgendes Beispiel an: Den Semiten wird die metaphysische Befähigung abgesprochen. Auch den Spaniern und Portugiesen traut man sie nicht zu, aber es gibt einen Metaphysiker, welcher seines Namens würdig ist, und das ist ein portugiesischer Semit, das ist Spinoza. Man sagt, Shakespeare habe in Frankreich nicht geboren werden können, beschäftigt sich aber neuestens eifrig damit zu erweisen, daß er ein Celte war (S. 259).

b) Das Milieu, das ist, wie der Name es anzeigt, die Gesamtheit der umgehenden Umstände, die imstande sind, und das ist sogar regelmäßig der Fall, selbst den Charakter der Race zu verändern. Übrigens ist das Milieu ein zweifaches, ein physisches und ein historisches. Brunetière scheidet sogar außerdem noch ein politisches und ein soziales Milieu aus.

Man darf aber nicht vergessen, fügt Brunetière hinzu (S. 260), daß wir dem Einflusse des Milieus auch widerstehen können. So blühte in Holland die Malerei gerade zu der Zeit am meisten, als

man nicht wußte, ob die Sonne bei ihrem Aufgange am nächsten Morgen auf seine Freiheit oder auf seine Unterwerfung scheinen werde. So, können wir hinzufügen, brachte auch in Deutschland die Literatur ihre erhabensten Früchte, als es unter dem Joche des fremden Eroberers seufzte, während die glorreichen Siege in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts keine nennenswerte Förderung der nationalen Dichtkunst hervorgerufen haben.

Im übrigen wird festzuhalten sein, daß die Race, wie sie aus dem Milieu hervorgegangen ist, demselben in ihrer Entwicklung immer ausgesetzt bleibt, daß aber gerade herrschende Eigentümlichkeiten durch ein verändertes Milieu nicht so leicht beseitigt werden. Das soll auch die Evolutionstheorie nicht vergessen, wenn sie glaubt, des Raceneinflusses so ziemlich entraten zu können.

Übrigens hat Brunetière nur höchst bedingt Recht, wenn er behauptet, daß wir Menschen imstande sind, unser Milieu unserem Belieben anzupassen (S. 261), als ob wir nach Belieben aus einem Körper in einen anderen übergehen oder unseren Aufenthalt, unsere nationale und soziale Zugehörigkeit ohne weiteres wechseln könnten.

Wenn endlich Brunetière sagt (S. 261), daß die „Naturalisten“ (nebenbei bemerkt, was ist das?) weit entfernt sind, dem Milieu, selbst in der Zoologie, eine so große Wichtigkeit beizumessen, wie Taine selbst, so hätte er das erst beweisen müssen.

c) Der Moment. Da auf diesen von Brunetière ein weitaus größeres Gewicht gelegt wird als auf den Einfluß der Race und des Milieus, so hören wir zunächst Taine selbst. Dieser sagt: „Außer dem Einflusse des ununterbrochenen Antriebes und des gegebenen Milieus kommt die erworbene Geschicklichkeit in Betracht. Wenn der Nationalcharakter und die umgebenden Umstände arbeiten, so arbeiten sie keineswegs auf einer glatten Tafel, sondern auf einer mit Eindrücken bereits versehenen Fläche. Je nachdem man die Tafel in einem oder in einem anderen Moment in die Hand nimmt, ist der Eindruck verschieden und das genügt zu einer totalen Verschiebung.“

Betrachten wir z. B. zwei Momente einer Literatur oder einer Kunst, die französische Tragödie unter Corneille und unter Voltaire, das griechische Theater unter Aschylos und Euripides, die lateinische Poesie unter Lucrez und Claudian, die italienische Malerei unter Vinci und unter Le Guide — es geht da mit einem Volke wie mit einer Pflanze; derselbe Saft erzeugt unter derselben Temperatur und aus demselben Boden, in den verschiedenen Stufen seiner allmählichen Ausarbeitung verschiedenartige Gestaltungen, Knospen, Blüten, Früchte, Samen, derart, daß die folgende Ent-

wicklungsstufe immer durch die vorausgehende bedingt ist und aus ihrem Untergang hervorgeht."

Für wie gewichtig Brunetière den Einfluß des Momente hält, zeigt sich klar genug, wenn er (S. 262) erklärt, mit dem Moment und nur mit dem Moment würde er alles, was es überhaupt Erklärbares, durch allgemeine Ursachen Erklärbares in einem Literaturwerke gebe, zu erklären auf sich nehmen. Wollen wir z. B. die wahre Ursache der Tragödie Voltaires wissen, so mögen wir zuerst die Individualität Voltaires heranziehen, vor allem aber ihre Begründung in der Notwendigkeit suchen, welche auf ihm lastete und ihn zwang, zwar den Weg Racines und Quinaults weiter zu verfolgen, aber dennoch etwas anderes als sie zu tun. So ist dann das romantische Drama als eine Kontradiktion des Voltaireschen zu betrachten.

Es ist nicht zu verkennen, daß Brunetière bei dieser Erläuterung des Momentes der tiefdringenden Intuition Taines wenigstens teilweise nicht gerecht wird. Aber das ist ohne Zweifel nicht so wichtig, als daß man sich dabei aufhalten sollte.

Die Hauptschwäche dieses Teiles der Taineschen Theorie aber wird keinem denkenden Beurteiler entgangen sein. Lanson (S. 1029) bezeichnet sie scharf mit folgenden Worten: „Sie gibt sich nicht Rechenschaft von der individuellen Natur. Zwar der Charakter wird entwickelt aus den zusammengesetzten Einflüssen der Race, des Milieus und des Momentes: aber wie erklärt sich das Genie, die Bestimmtheit seiner Berufung und die Gewalt seiner Schöpfung? Ich begreife wohl, warum es eine französische Tragödie gibt, aber warum hat das Individuum Corneille, das Individuum Racine Tragödien geschrieben? Warum mußte La Fontaine, dessen Originalität von Taine richtig charakterisiert wird, gerade Fabeln schreiben? — Alles, was Shakespeare tat, konnte ein mittelmäßiger Shakespeare ebensogut leisten als ein gewaltiger: der Schriftsteller ist erklärt, aber die Größe des Schriftstellers ist es nicht." Ähnlich äußert sich Brunetière (S. 254), was es Eigenartiges in Racines Tragödie gebe, das sei jeder andere als Racine selbst unfähig gewesen hineinzulegen.

4. Die Theorie Taines wäre aber nicht vollständig gewesen, wenn er sich nicht (in seinen Vorlesungen über das „Ideal in der Kunst“) ein Kriterium geschaffen hätte, das ist einen Maßstab für die Beurteilung der Kunstwerke. Dieses besteht wieder aus drei Kriterien.

a) Die Bedeutung eines Literaturwerkes wächst mit dem Grade der Beständigkeit oder der Allgemeinheit der Charaktere, welche es ausdrückt, beziehungsweise der Wichtigkeit derselben.

Hierdurch wäre Taine, wenn man Brunetière (S. 267) glaubt, zu Boileaus Theorie zurückgekehrt, nur freilich mit dem großen Unterschiede, daß Taine, was Boileau nur gefühlt, mit starken wissenschaftlichen Stützen versehen habe. Offenbar tiefer als Brunetière faßt Lanson den Sinn der Aufstellung Taines, wenn er (S. 1030) sagt: „Sie (die Kunst) hat zum Objekt die wesentlichen, herrschenden Charakterzüge; sie entfaltet sie, die Natur überall dort ergänzend, wo sie dieselben ungenügend hervorspringen läßt. Daher hat das Kunstwerk mehr oder weniger Bedeutung, je nachdem es oberflächliche oder tiefe, vorübergehende oder beständige Züge des Vorbildes in der Natur ausdrückt.“

b) An zweiter Stelle hat sich die Schätzung eines Werkes zu stützen auf den Grad der Guttat (*bienfaisance*). Das heißt nach der Erklärung Brunetières (S. 267): „Wenn zwei sonst gleiche Werke gegeben sind, so steht das Werk, welches einen guttätigen Charakter darstellt, vor demjenigen, welches den entgegengesetzten Charakter zeichnet“. Auf die Art, sagt Brunetière unter anderem, würde die Komödie Molières unter diejenige eines Marivaux zu stehen kommen — und so erscheint ihm dieses zweite Kriterium Taines nicht bloß ungenügend und zweifelhaft, sondern geradezu gefährlich. Denselben Ausdruck „gefährlich“ gebraucht davon auch Lanson (S. 1030).

c) Zu diesen zwei Kriterien kommt als drittes der Grad des Zusammenströmens der Effekte (*convergence des effets*). Um zu verstehen, was Taine damit meint, müssen wir wohl ihn selber hören, wenn auch zum Teil schon Bekanntes vorkommt. Taine also sagt: „Außerdem ist noch notwendig, daß im Kunstwerke die Charaktere, deren Bedeutung wir erkannt haben, so scharf als möglich hervortreten. Nur so erhalten sie augenfälligen Ausdruck, nur so sind sie noch sichtbarer als in der Natur. Zu diesem Zwecke ist es offenbar notwendig, daß alle Teile des Werkes dazu beisteuern, sie darzustellen. Kein Element darf untätig bleiben oder die Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung hinziehen, das wäre eine in entgegengesetzter Richtung wirkende Kraft. Mit anderen Worten, bei einem Gemälde, einer Statue, einem Gedichte, einem Gebäude, einer Symphonie müssen alle Effekte konvergieren. Der Grad dieser Konvergenz bezeichnet die Stelle des Werkes.“

Unsere beiden Interpreten gehen bei der Erklärung dieser Stelle ihre besonderen Wege. Schon beim ersten Kriterium hat sich eine Verschiedenheit der Auffassung gezeigt. Um kurz zu sein, Brunetière faßt diesmal (und zwar mit dem Eingeständnis, daß ihm Taine hier weniger klar zu sprechen scheint als gewöhnlich), das Wort „Charakter“ so auf, daß es vom Kunstwerke gemeint ist. „Damit ein

Werk die Vollendung seiner Kunstart erreiche," sagt er (S. 270), „muß man darin zunächst den herrschenden und begrifflichen Charakter finden, einfach und nachdrucksvoll gefaßt. . . .“

Meines Erachtens aber kann der Ausdruck: „le caractère dominateur“ auch diesmal nur von den im Kunstwerke dargestellten Gestalten gemeint sein, denn Taine sagt ausdrücklich: „Sie werden dann sichtbarer sein als in der Natur.“ Demnach hätten wir den Anfang der Stelle auf das erste Kriterium Taines zu beziehen, welches ja selbstverständlich mit den anderen und also auch mit dem dritten Kriterium in engster Verbindung stehen muß.

Wenn Brunetière weiter sagt, Taine meine ferner mit seinem dritten Kriterium, man müsse im Kunstwerke alle eigenartigen Mittel vereinigt finden, die so beschaffen sind, daß sie dessen Bedeutung in das rechte Licht stellen, so ist auch hier wieder die Frage nach der richtigen Beziehung offen.

Was aber Brunetière an dritter Stelle in der Aufstellung Taines findet, ist ohne Zweifel richtig, nämlich daß Taine damit eine solche Form, einen solchen Stil, eine solche Bedeutsamkeit der Ausführung verlange, die zur Verewigung führe, obgleich man hier bei Brunetière eine Inkonsequenz findet. Denn während er früher vom Kunstwerke im Singular gesprochen hat, findet man hier auf einmal einen Plural des Possessiv-Pronomens, nämlich den Plural „les“, was auf die Gestalten bezogen werden kann.

Alles zusammengefaßt, meint also Brunetière, wie es scheint, es handle sich um die Konvergenz aller Mittel und Effekte, die geeignet sind, die Geltung des Kunstwerkes als solchen bis zum Gipfelpunkt zu steigern. (Siehe dagegen gleich unten.)

Kürzer erklärt Lanson (S. 1030), man habe unter Konvergenz der Effekte: Gewalt des Ausdruckes, d. h. Gewalt der Erfindung und Ausführung zu sehen, und fügt hinzu, hier endlich habe Taine in seiner Theorie für Dinge, wie Stil, Form und Technik einen Platz gefunden. Lanson scheint mir deshalb richtiger zu erklären als Brunetière, weil er den Ausdruck „le caractère dominateur, wie oben beim ersten Kriterium bemerkt, auf die scharfe Ausarbeitung der aus der Natur genommenen Vorbilder bezieht.

Im übrigen stimmen, wie man sieht, beide Interpreten darin überein, daß es sich hier um die Art der Ausführung handelt, während Lanson richtig, wie ich glaube, auch die Art der Erfindung einbezieht, wobei man sowohl an die Ausmeißlung der Charaktere der Handelnden als auch an die kunstvoll entwickelte Handlung denken kann.

Brunetière hat (S. 270 u. 271) auch einige Beispiele zur Erläuterung seiner Auffassung gegeben, von denen das letzte zeigt,

wie auch nach seiner Auffassung alle drei Kriterien Taines zusammenwirken, was ohne Zweifel auch eine Konvergenz der Effekte ist. Die Madonna Raphaels und die Andromaque Racines, sagt Brunetière, stellen (in höchster Vollendung) einen Charakter dar, der zugleich zu den bedeutendsten und zu den am meisten guttätigen gehört, nämlich die Mutterliebe, wobei also das erste und zweite Kriterium vereinigt ist. Die Hauptsache aber, und das hebt Brunetière ebenfalls hervor, ist und bleibt, daß es dem Maler und dem Dichter gelang, diesen erhabenen Charakter mit unvergleichlicher Kunst und unter Anwendung aller ihrer Kunst entsprechenden Mittel aus den natürlichen Vorbildern herauszuarbeiten.

5. a) Trotz der festgestellten Abweichungen stimmen beide Interpreten in einem der wichtigsten Punkte überein, wenn sie beide behaupten, es sei Taine nicht gelungen, die Persönlichkeit des Dichters, sein besonderes Genie zu erklären, und wer wird sich ihnen hierin nicht anschließen? In der Politik und in der Geschichte, mit der sich Taine bekanntlich in späteren Jahren ausschließlich beschäftigte („Origines de la France contemporaine“) kommt es keineswegs unter allen Umständen auf die einzelne Persönlichkeit, beziehungsweise das einzelne Individuum an, in der Kunst verhält es sich aber doch wohl ganz entgegengesetzt. Immer wieder erhebt sich der Streit, welcher Platz neben der Notwendigkeit der Freiheit zuzuerkennen sei, während andererseits die schöpferischen Kräfte eines genialen Menschen aus der Intensität des Willens ganz und gar nicht erklärt werden können.

b) Stelle ich mich aber mitten in die deterministische Theorie Taines hinein, so frage ich, warum er die Religion als bestimmenden Faktor der Kunstentwicklung nicht ausdrücklich anführt. Es geht immerhin nicht gut an, die Religion einfach in den Begriff der Race einzuschließen, zumal da doch tatsächlich die Religion von einer Race zur anderen übergeht, wobei freilich eine gewisse Anpassung der einen an die andere erfolgen muß. Welch großen Einfluß aber die Religion auf die Entwicklung der Kultur überhaupt und insbesondere auf die Entwicklung der Kunst und Literatur genommen hat, welcher Geschichtskundige, welcher auch nur oberflächlich gebildete Mensch weiß das nicht? Daß es Kunst ohne Religion nicht gibt, kann man geradezu als ein Axiom ansehen. Mittelbar kommt das freilich auch bei Taine zum Ausdruck. Nicht nur sieht man im Hintergrunde seiner Theorie, worauf auch Brunetière (S. 272) aufmerksam macht, den Begriff des Schönen, sondern auch die des Wahren und Guten, alle drei absolut genommen, wie überhaupt die Aufstellung von Kriterien absolute Maßstäbe voraussetzt. Niemand aber wird im Ernst zweifeln können, daß diese Idealbegriffe durch

nichts mehr gefördert werden als durch die Religion. Nicht aufgehoben wird diese Aufstellung, sondern vielmehr bestätigt durch die Erfahrung, daß die Religion sich manchmal auch als Feindin der Kunst und nicht nur der bildenden Kunst erwiesen hat, einerseits dadurch, daß sie die Kunst von der Darstellung erhabener Dinge ausschließen, andererseits dadurch, daß sie dieselbe auf die Darstellung von solchen beschränken will. Wie gut hat unter anderem Herder (im zweiten Fragment) den Einfluß der Religion hervorgehoben, wenn er sagt: „[Mit dem Christentume] begann eine neue Zeit für Poesie, Musik, Sprache, Wissenschaften, selbst für die ganze Richtung der menschlichen Denkart.“ Gerade als starrer Determinist also hätte Taine den Einfluß der Religion nicht übergehen sollen.

Für Taine freilich ist offenbar die Religion selbst nur ein Produkt der von ihm angeführten Faktoren. Doch auch hier kann Taine ebensowenig wie in der Kunst das Hervortreten einzelner überragender Persönlichkeiten erklären, die einen wirksamen Einfluß auf die Weiterentwicklung der Religion genommen haben.

c) Noch in einem anderen Punkte stimmen Taines Interpreten miteinander völlig überein. Sie bezeichnen das zweite Kriterium (*bienfaisance*) mit demselben Wort als ein gefährliches. Sie können aber damit nur folgendes meinen. Die Poesie und die Kunst überhaupt hat zum nächsten Hauptzweck die Schönheit. Das schließt aber bekanntlich die Heranziehung der Häßlichkeit nicht aus, fordert es vielmehr sogar. Ebenso beiläufig verhält es sich mit dem Guten. Da nämlich das Kunstwerk die Wirklichkeit des Lebens darstellt, so kann es sich nicht auf das Gute beschränken, weil in Wirklichkeit ja doch so viel Schlechtes vorkommt; doch so wie das Häßliche sich schließlich wieder in Schönheit auflösen soll, so soll der Dichter uns meiner Meinung nach keinen Augenblick im Zweifel lassen, daß er uns das Schlechte nicht um seiner selbst willen darstellt, sondern damit das Gute in desto hellerem Glanze erstrahle. Überdies haben die Dichter das Mittel in der Hand, das Schlechte so darzustellen, daß wir ihren Abscheu vor ihm auch dann erkennen, wenn sie mit ihrer eigenen Person völlig zurücktreten. Eines der wirksamsten Mittel ist bekanntlich die satirische Darstellung. Der Hauptzweck bleibt aber doch die Schönheit.

Im übrigen aber scheinen mir Taines drei Kriterien zusammengenommen zu erweisen, daß die Kunst nur Kunst sein und bleiben kann, wenn sie an den drei Idealen der Schönheit, Wahrheit und Güte unverrückt festhält; denn auch Taine gibt mittelbar zu, daß es absolute Schönheit, Wahrheit und Güte gebe.

II. Race, Milieu, Genie, Freiheit.

Besprechung von Ansichten moderner Soziologen.

Im Anschlusse an die erste Abhandlung und im Zusammenhange mit derselben will ich mich hier vornehmlich mit zwei Soziologen auseinandersetzen, mit Ludo Moritz Hartmann und Ludwig Gumplowicz.

Dabei habe ich zunächst folgende zwei Arbeiten dieser Gelehrten im Auge:

Ludo Moritz Hartmann, Über historische Entwicklung, Gotha 1905 und

Ludwig Gumplowicz, Grundriß der Soziologie, 2. Auflage, Wien 1905.

Daß Brunetière auf die Race wenig Gewicht legt, haben wir gesehen. Die Bedeutung dieses Faktors in der Entwicklungsgeschichte des Menschen ist gerade in den letzten Jahrzehnten eingehend gewürdigt worden — begreiflicherweise; leben wir ja doch in einer Zeit der Hervorkehrung des Nationalitätenprinzips, in einer Zeit, deren politische Betätigung vielfach mit diesem Faktor rechnet, so daß das Wort „Race“ in der Politik beinahe ebenso zum Schlagwort geworden ist wie in der Literatur das Wort „Milieu“.

Um aber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, muß ich hier erinnern, daß Taine seine von der Naturwissenschaft übernommene Theorie nicht ausschließlich auf die literarische, sondern auch, und zwar mit nicht geringem Aufwande von Energie, auf die historische Darstellung anwandte. Taines Theorie, abgesehen von den ihr angehängten Kriterien, die ausschließlich auf die Kunst Bezug haben, läßt sich auf alle Erscheinungen der menschlichen Entwicklung anwenden, ein Umstand, der erlaubt, sie ohne weiteres mit den Anschauungen der Soziologen in Verbindung zu bringen.

Bemerkenswert ist, daß der als konservativ zu bezeichnende Brunetière und der einer ganz entgegengesetzten Richtung huldigende Hartmann in der Wertschätzung der Race nicht gar weit auseinander zu gehen scheinen. Sagt Brunetière ausdrücklich, daß man bei Hervorkehrung dieses Faktors übertreibe, und ist er im übrigen offenbar ziemlich geneigt, ihn aus der Kritik ganz zu eliminieren, so behauptet Hartmann (S. 43) geradezu: „Der Racencharakter ist eben nicht weniger mystisch als das Ding an sich; . . .“

Sehen wir, wie Hartmann zu dieser Behauptung kommt. Im vierten Vortrag (S. 38 bis 56) spricht er unter anderem von der Erbllichkeit und von dem, worin sie sich auszudrücken pflegt, von den Racenmerkmalen. Diese sind (S. 40) nach ihm nicht unver-

änderliche Kennzeichen der Varietät, sondern Erscheinungen der Anpassung an die bestimmten Bedingungen des Kampfes ums Dasein, wobei er sich dem monogenistischen Standpunkte der gemeinsamen Abstammung des gesamten Menschengeschlechtes anschließt. Es gibt, sagt Hartmann weiter (S. 41), eine Konstanz gewisser körperlicher Merkmale bei den Hauptvarietäten der Spezies Mensch, die zu erlauben scheinen, daß die Historiker die Racenmerkmale als absoluten Faktor in ihre Berechnungen einstellen. Zu diesen Merkmalen gehören Hautfarbe, Haarwuchs und gewisse Besonderheiten des Skeletts, namentlich des Schädels. „Es scheint nun heute in der Tat nachgewiesen zu sein, daß auch diese Merkmale keineswegs als konstant betrachtet werden können, und daß namentlich die Folgerungen aus der Schädelform auf zum mindesten durchaus unsicheren Grundlagen beruhen.“ Diejenigen Racenmerkmale aber, welche wenigstens als relativ konstant betrachtet werden können, wie z. B. die Hautfarbe, können gegenwärtig als irrelevant betrachtet werden, weil sie derzeit im Kampfe ums Dasein bedeutungslos geworden sind. Für die historisch relevanten Erscheinungen am Menschen aber ergibt sich (S. 42) im Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen und auf die außerordentliche Plastizität des menschlichen Gehirns durch die Einwirkung des Milieus und unter Rücksichtnahme auf die Kontinuität der Gruppe eine völlig ausreichende Erklärung — und der Racenfaktor kann ausgeschaltet werden.

Machen wir gleich hier Halt und fragen wir, gibt es, beziehungsweise hat es dolicho- und brachykephale Völker gegeben? Das leugnet niemand. Daß Entartungen vorkommen, daß die Schädelform durch Mischung sich ändert, leugnet ebenfalls niemand. Aber es handelt sich nicht um die Schädelform, sondern um die mit ihr in Verbindung gebrachten Behauptungen, um die Gegenüberstellung einer edlen und unedlen Race. Es fällt keinem Psychologen ein, aus der bloßen Schädelform solche Schlüsse ziehen zu wollen. Es würde höchstens Koexistenz von edlen Eigenschaften mit der dolichocephalen und von unedlen Eigenschaften mit der brachykephalen Schädelform konstatiert werden können. Bekanntlich hat Gobineau derartige Behauptungen aufgestellt. Lassen wir aber die Beifügung des Ausdruckes ethischer Wertschätzung fort und sprechen bloß von Eigenschaften der einen Art und von solchen der anderen Art, so können wir allerdings behaupten, daß die differente Schädelbildung ebenso wie die anderen Racenmerkmale mit differenten intellektuellen und moralischen Eigenschaften verbunden sein können. Bei der innigen Durchdringung von Geist und Materie können die äußeren Racenmerkmale als Charakteristika angesehen werden,

aus denen auf das Vorhandensein gewisser geistiger Eigenschaften geschlossen werden kann. Andererseits ist aber richtig, daß aus der äußeren Zugehörigkeit zu einer Race nicht unbedingt auf das Fehlen oder Vorhandensein gewisser Eigenschaften geschlossen werden dürfe. Denn sowie eine körperliche Vermischung der Racen eintreten kann und eingetreten ist, ebenso kann es auch eine rein geistige Einwirkung auf einzelne Individuen und auf ganze Völker geben und hat es gegeben. Denn die Race gibt, wenn diese Auffassung richtig ist, doch stets nur die Disposition, die Anlage, und alles andere hängt, wer wollte das nicht zugeben, vom Milieu ab, Milieu im weitesten Sinne des Wortes genommen. Gewisse geistige Eigenschaften erhalten sich so durch das Milieu und entwickeln sich weiter und verstärken sich eben dadurch, daß Eltern und Verwandte eben diese Eigenschaften haben und auf die erwachsende Generation in der ihnen genehmen Richtung einwirken. Wie schwer es übrigens ist, auf entgegengesetzte Dispositionen einzuwirken, und wie oft Rückschläge eintreten, weiß jeder Lehrer und Erzieher. Als Musterbeispiel mag gelten, was Xenophon von der Einwirkung der Lehren des Sokrates auf Koitias und Alkibiades sagt. Solange sie unter seiner unmittelbaren Einwirkung standen, suchten sie ihre angeborenen Triebe zu beherrschen, fielen ihnen aber anheim, als diese unmittelbare Einwirkung aufhörte. Es gibt aber gewisse Dispositionen, welche allen Menschen gemeinsam eigentümlich sind und nicht an der Race hängen und je nach ihrer Schädlichkeit oder Nützlichkeit für den einzelnen und die Gesamtheit von den Erziehern bekämpft oder gefördert werden, nur daß sie bei einer bestimmten Race stärker entwickelt sein können und daher schwerer zu bekämpfen sind. Zu übersehen ist endlich nicht, daß die einseitige Pflege einer (guten) Eigenschaft andere in ihrer Art ebenfalls gute Eigenschaften beeinträchtigen kann und beeinträchtigt, sowie, daß eine gute Eigenschaft zur Schwäche werden kann, wodurch sie in das Gegenteil umschlägt. Als Resultat dieser Erwägung ergibt sich, daß in der Entwicklung des Menschen die Race eine um so geringere Rolle spielt, als eine immer stärkere Einwirkung aller Völker aufeinander sich einstellt, daß hingegen bei der Abschließung eines Volkes sich die Eigentümlichkeiten immer noch stärker entwickeln, sowie, daß die einseitige, nicht selten erzwungene Pflege einer einzelnen Eigenschaft die Unterdrückung oder wenigstens Zurückdrängung anderer ursprünglich überall vorhandener Eigenschaften mit sich bringt. Völker verschiedener Racen können sich auf diese Art stark nähern oder voneinander entfernen. Ein Musterbeispiel ist die Erscheinung, daß bei den Griechen und Armeniern der Erwerbssinn mindestens ebenso stark entwickelt ist als bei den Juden,

und daß die einzelnen Völker der germanischen Race in dieser Beziehung weit auseinander gehen; denn welcher Unterschied zwischen dem nüchternen und energischen Amerikaner angelsächsischer Abkunft und dem schwerfälligen, nur bedächtig fortschreitenden, dafür aber tief grübelnden Wesen des Bayern! So kommt es in der Tat, daß der Racencharakter unter dem Milieu verschwindet. Ich bin aber weit davon entfernt, deshalb mit Hartmann behaupten zu wollen, er sei mystisch. Sowie sich nicht selten die Anschauungen und der Charakter eines einzelnen Menschen mit der veränderten Lage ändert, so kann ich mir ganz wohl den Fall denken, daß die Racencharaktere, d. h. die ursprünglichen Eigenschaften einer Race sich geradezu ins Gegenteil umkehren. Tatsächlich scheint mir auch ein solcher Kreislauf zu bestehen. Ein unterdrücktes Volk entwickelt Eigenschaften, die es nach und nach zum Siege über seine Unterdrücker führen, ein siegreiches Volk entartet nach und nach zu Eigenschaften, die seine Unterdrückung herbeiführen. Dabei kann der äußerliche Racencharakter, d. h. die körperlichen Eigenschaften, zum Teil bestehen bleiben, zum Teil verändern auch sie sich notwendig wegen der innigen Verbindung von Geist und Körper. Wie ganz anders sieht der moderne Germane aus, verglichen mit dem, der in Urwäldern hauste und mit Bären und Auerochsen kämpfen mußte! Dieselben Erscheinungen zeigt der Ständekampf, der ohne Zweifel mit dem Racenkampfe zusammenhängt.

Ich stimme also mit Hartmann überein, wenn dieser (S. 43) zugibt, daß man einer bestimmten Gruppe zu einer bestimmten Zeit bestimmte typische Merkmale zusprechen dürfe, behaupte aber, daß diese typischen Merkmale ursprünglich den Racencharakter ausmachen. Ich habe übrigens nicht geleugnet und leugne nicht, daß der Racencharakter einer Entwicklung fähig ist, und komme also schließlich zur Aufstellung, daß Race und Milieu miteinander in fortwährender Wechselwirkung stehen, wie denn eben unter dem Einflusse des Milieus der Racencharakter zwar nicht entsteht, wohl aber sich fortentwickelt.

Somit habe ich auch zugleich zugegeben, daß die „direkte Anpassung“ in der Entwicklungsgeschichte des Menschen eine große Rolle spielt und „daß, je intensiver die Assoziation, desto größer das Bereich der direkten Anpassung“ ist (S. 40). Aber dann erscheint rätselhaft, warum Hartmann gegen den bewußten Willen eifert, warum er „die Notwendigkeit, auch bei der geschichtlichen Forschung auf den bewußten Willen als Erklärungsprinzip zu verzichten“, aufstellt. Denn ich kann mir eine „direkte Anpassung“ ohne bewußten Willen, ohne Willensfreiheit, nicht vorstellen. Wie man den Begriff der direkten Anpassung sonst auch immer auffassen mag,

wenigstens sofern von Menschen die Rede ist, kann sie ohne Willensbewußtheit nicht vor sich gehen. Wir leugnen ja nicht, daß der bewußte Wille Beweggründe hat, aber er ist doch da und kann nicht fortgeschafft werden, wie Hartmann will. Die bewußte Willensbetätigung ist die nächste und entscheidende Handlung eines normal entwickelten Menschen. Die Projektion des bewußten Willens in die Reihe der äußeren historischen Vorgänge ist daher unbedingt notwendig (gegen S. 11).

Damit kommen wir auch gleich auf die Begriffe „Genie“ und „Talent“ zu sprechen. Die Fähigkeit, welche mit diesen Begriffen gedacht ist, kann nicht erworben werden, hier gibt es keine Willensfreiheit, auch ist richtig, daß sich nicht jedes Genie durch seine eigene Kraft „durchsetzen“ kann, daß der Erfolg vielfach von äußeren Umständen abhängt (S. 16), aber andererseits ist die besondere Befähigung nicht mit dem Triebe verbunden, sich entsprechend zu betätigen, und verleiht dieser Trieb dem Willen nicht besondere Kraft? Drängt dieser Trieb den mit ihm ausgestatteten Menschen nicht darauf hin, die geeigneten Mittel und Dinge aufzusuchen, die dessen Betätigung gewähren? Stählt dieser Betätigungstrieb nicht die Aufmerksamkeit bis zu den äußersten Grenzen?

Wahr ist ja, daß „der Erfolg erst die Resultierende aus ihrer Betätigung und den äußeren — Umständen ist“ (S. 11); aber wie viele Menschen sahen nicht schon vor Newton Äpfel von Bäumen fallen und keiner hat doch vorher die Gravitationsgesetze gefunden, wie viele haben vor Galilei Gegenstände sich hin und her schwingen gesehen, aber keinem fiel es bei, an die Aufstellung von Gesetzen der Pendelschwingung zu denken.

Diese Aufmerksamkeit aber, die das Genie äußeren Vorgängen entgegenbringt, ist bewußte Willensarbeit, freie Betätigung der Willenskraft. In solchen Fällen von einem „Zufalle“ zu reden, erscheint mir gänzlich unstatthaft. Man wäre fast versucht, hier das alte Wahrwort heranzuziehen, welches sagt: „Wer sucht, der findet“, oder jenes andere Wort: „Wer anklopft, dem wird aufgetan.“ Der bewußte Wille wird also in der Entwicklungsgeschichte des Menschen immer die Hauptrolle spielen müssen. Denn die Erfindungen und Werke des Genies befruchten den Fortschritt aller Menschen.

2. Jetzt zu einigen Behauptungen Gumpowicz' in seiner „Soziologie“. Daß dieser im Gegensatze zu Hartmann vom Polygenismus ausgeht, daß er den Staat aus der Unterwerfung einer sozialen Gruppe unter die andere entstehen läßt, sei zunächst festgestellt. Dann hören wir weiter, die Gesamtaktionen des Staates finden ihren Zweck immer in der Abwehr von Angriffen und in der Machtver-

mehring, die letzte Wurzel der Staatsaktionen sei die Lebensfürsorge, worauf die abschließende Behauptung folgt, kein Staat sei zu irgend einem Zwecke gegründet worden, das erste sei die Herrschaft, erst später, unter günstigen Entwicklungsbedingungen, diene er Zwecken, die aber nicht als ursprünglich verfolgte Zwecke in den Willen der Staatsgründer verlegt werden dürfen. Was ist aber ein Staatsgründer? Was für Eigenschaften muß ein Staatsgründer haben? Muß er nicht über gewisse, das Wesen des Staates betreffende Dinge nachdenken? Bildet sich ein Staat wirklich immer erst nach Unterwerfung eines anderen Stammes? Und endlich, haben die Staatsgründer wirklich stets nur materielle Zwecke? Alle diese Fragen erledigen sich, wenn man die Geschichte aufschlägt und sich an unbedingt verlässliche Nachrichten hält. Ich möchte demnach behaupten, es sei unter einem Staatsgründer ein geistig und moralisch hochstehender Mann zu verstehen, der das ihm zur Verfügung stehende Menschenmaterial zusammenfaßt, einigt und ordnet. Eine gewisse Entwicklungsstufe ist schon gegeben oder wenigstens im Keime vorhanden und der Ordner darf nur fest eingreifen. Ein Musterbeispiel bietet ohne Zweifel die Geschichte der Juden. Die Stämme, hervorgegangen aus dem patriarchalischen Zusammenleben der von einem Ahnen abstammenden Familien, waren vorhanden, eine Unterwerfung anderer Völker war noch nicht vollzogen, vielmehr hatte eine Emanzipation stattfinden müssen. Nun wurde von dem intellektuell und moralisch hochragenden Führer des Volkes eine Staatsgründung vorgenommen, ohne Zweifel wurde der Zweck der Lebensfürsorge oder sagen wir der Selbsterhaltung nicht vernachlässigt, aber gewiß so, daß nicht bloß materielle Mittel angewandt werden sollten, gewiß so, daß die Meinung durchblickt, daß der Staat seine nächsten Aufgaben nur bei entsprechender religiöser und moralischer Ausbildung des Volkes erfüllen könne. Hierbei kann übrigens zwischen Zweck und Mittel nicht immer genau geschieden werden, so daß oft der ausgesprochene Zweck ein äußerst idealer ist. Auch ist der Mensch, wie seit jeher jeder Gesetzgeber gewußt hat, ein sinnlich-moralisches Wesen, und wenn auch etwa der Gesetzgeber zunächst nur die materielle Selbsterhaltung im Auge hat, so wird er begreifen, daß er diesen Zweck nicht mit ausschließlich materiellen Mitteln erreichen kann. „Imponderabilien“ hat es in der Politik seit jeher gegeben.

Ich möchte also beinahe behaupten, daß im Keime alle diejenigen Zwecke, die der Staat in seiner Entwicklung mit besonderer Hervorkehrung pflegt, dem Geiste des Staatsgründers vorschweben müssen. Individuum und Sozietät stehen hierbei in kontinuierlicher Wechselwirkung. Jedermann weiß, daß die Ausübung einer be-

stimmten Religion und ihre Weiterverbreitung wiederholt zum Hauptzwecke einer Staatsgründung gemacht wurde; die Einigung und Ausbreitung des Volkes war damit von selbst gegeben und jeder einzelne mußte dies als seine höchste Lebensaufgabe ansehen. Hieraus kann man deutlich sehen, daß bei Staatengründungen der Idealismus dem Materialismus zum mindesten als gleichwertiger Faktor zur Seite stand.

Ähnlich stellt sich Gumpłowicz zu der Frage der Priorität der Rechtsideen, indem er behauptet, das Recht erzeuge die Rechtsideen als seine Konsequenzen, nicht umgekehrt. Das erscheint mir zunächst deshalb nicht stichhaltig, weil ja doch die universalia in rebus enthalten sind, daß, meine ich, die Rechtsideen im gegebenen Rechte enthalten sind und sich dann loslösen können. Aber auch hier möchte ich andererseits darauf hinweisen, daß die Gesetzgeber geistig hochstehende Menschen sind und diese werden wohl auch Ideen haben dürfen, bevor noch ihr Gesetzgebungswerk fertig vorliegt.

Wiederum stehe ich auf dem entgegengesetzten Standpunkte bei den Aufstellungen Gumpłowicz' über die Entwicklung der Moral. Die Moral, sagt Gumpłowicz, ist kein Ergebnis klügelnden Menschenverstandes, sie geht aus naturnotwendigen Gefühlen und Gedanken hervor. Gewiß, die Moral ist kein Ergebnis klügelnden Menschenverstandes, wer hat das jemals behauptet? Hierher gehören die *ἀρχαία νόμιμα* der Sophokleischen Antigone. Aber dennoch, setze ich hinzu, muß es immer einzelne tief denkende Menschen geben, die in sich diese naturnotwendigen Gedanken und Gefühle zu größerer Klarheit entwickeln, die die Gabe haben, zu sagen, was sie fühlen, mit einem Worte, es muß dennoch moralische Gesetzgeber geben, die mit vollem Rechte zu den Genies zu zählen sind. Diese überragenden Menschengeister sind es hauptsächlich, die die Ideen entwickeln, die moralischen, die Rechtsideen und die politischen Ideen, die Staatsgründer müssen Ideen haben und ohne diese werden sie nicht den Antrieb haben zu gründen, beziehungsweise zu reformieren.

Aber Gumpłowicz denkt vom Individuum und seiner geistigen Tätigkeit gering. Es könne nicht anders denken, als die in seinem Hirn sich konzentrierenden Einflüsse der Umgebung es bedingen. Also sind wir schon wieder beim Milieu. Es gibt kein Genie, seht ihr, es gibt nur lauter Milieu! Bringt denn schließlich nicht überhaupt jeder einzelne etwas mit, womit er diese Einflüsse der Umgebung bearbeitet und bemeistert? Und muß man das nicht insbesondere beim Genie annehmen? Bringen wir damit in Zusammenhang eine andere Behauptung des Gelehrten. Die Frage, ob es eine Gesetzmäßigkeit auf dem Gebiete der politischen Geschichte gibt,

sagt Gumpłowicz, ist eine vielumstrittene. Hingegen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sei sie anerkannt. Das eben sagt gewiß auch Taine. Aber wo bleibt das Genie? Einen Rubens erkennen wir ohne Zweifel als das Glied seiner Zeit, aber warum erkennen wir andere Glieder derselben Zeit nicht als Rubens? Das kann man ebensogut Taine als Gumpłowicz fragen. Überhaupt scheint mir die Lehre Gumpłowicz' und aller derjenigen, die ähnliche Behauptungen aufstellen, darauf hinzudrängen, daß die Daseinsbetätigung des Menschen herabgedrückt werde. Es gibt kein Genie, es gibt keine Willensbetätigung, die von dieser Soziologie gelehrt Moral fordert auf, sich entsagungsvoll den Naturgesetzen unterzuordnen. Sie führt uns also schließlich zum Fatalismus im weiteren Wortsinne, sie ertötet freudige Willensbetätigung, sie ertötet Kunst und Wissenschaft, sie errichtet sich aber über den Leichen aller dieser göttlichen Dinge ein Riesendenkmal mit der Inschrift: „Es gibt nur einen Gott und das ist die Soziologie.“ Viel besser noch als Gumpłowicz' ethisches Prinzip gefällt mir immerhin noch Hartmanns Vorschrift (S. 88): „Handle so, daß deine Handlung beiträgt zur Vergesellschaftung“; denn hier ist doch wenigstens von Handlungen und nicht bloß von Unterordnungen die Rede.

Weiter kann ich Gumpłowicz nicht beistimmen, wenn er behauptet, daß es eine Entwicklung der Menschheit, diese als ein Ganzes betrachtet, nicht gibt, denn schon, wenn man mit Gumpłowicz selbst die menschliche Geschichte als einen Naturprozeß betrachtet, schreibt man ihr kontinuierliche Entwicklung zu. Es scheint mir also Gumpłowicz sich selbst widersprochen zu haben. Wahr ist, daß der Fortschritt einer abgesonderten Kulturwelt nur in sich selbst verlaufen würde. Tatsächlich aber ist dafür gesorgt, daß der Fortschritt von einem Volke zum anderen wandert. Das kann Gumpłowicz auf jeder Seite der Geschichte lesen.

Wenn endlich Gumpłowicz in der geschichtlichen Entwicklung des Menschen nicht absolute Gerechtigkeit verwirklicht findet, so möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es in der Kunst genau ebenso steht. Auch die Kunst verwirklicht niemals das absolute Schönheitsideal, sondern geht gleichsam um dasselbe herum. Die Wissenschaft wird wohl niemals zur absoluten Wahrheit gelangen, die Menschen werden in der Moral das absolut Gute immer nur anstreben, aber niemals erreichen. Aber erfreulich ist stets, wenn die Menschen an die objektive Existenz solcher Idealbegriffe glauben und die subjektive Realisierung derselben anstreben. Und so glaube ich hier auch bei Gumpłowicz wenigstens einen Lichtpunkt gefunden zu haben, wie ich anderseits bei Taine am Schlusse der ersten Abhandlung auf ähnliches aufmerksam gemacht habe.

Abschließen möchte ich diese Abhandlung mit einer Bemerkung, die ich jüngst im Feuilleton eines angesehenen Wiener Blattes gefunden habe.

Durch die ungeheueren sozialen Umwälzungen, sagt der Verfasser im Anschluß an ein kürzlich erschienenen Buch, und technischen Fortschritte des vergangenen Jahrhunderts ist die Kunst als Kulturfaktor aus ihrer bis dahin führenden Stellung verdrängt worden; verdrängt durch die Spezialisierung und Vervollkommnung der exakt-wissenschaftlichen Methoden, durch das Maschinenwesen, durch den Amerikanismus. Die Kunst hat den Zusammenhang mit dem Leben verloren und ist aus einem Bedürfnis zum leeren Aufputz herabgesunken. Echte Künstlernaturen, die diesen Geschäftsgeist unserer Zeit nicht mitmachen wollen, die keine auf konstruktivem Wege erzeugte Originalität zur Schau stellen, die nicht mit den leeren Formen vergangener Kunstepochen ohne innerliche Auffassung derselben, ohne Durchdringung derselben mit dem eigenen Geiste, spielen, solche echte Künstlernaturen werden immer seltener. Mit einem Worte, möchte ich sagen, unsere Zeit, nicht nur die Soziologie allein, ist der originellen Entwicklung des einzelnen, der genialen Entfaltung des hochbegabten Individuums, ohne es geradezu zu wollen, feindlich.

Die Kunst hat den Naturalismus zum Teil aufgegeben, an seine Stelle trat der Symbolismus. Aber die wahrhafte Kunst ist einzig und allein mit dem Idealismus verbunden. Das will sagen, die wahre Kunst kann nur gedeihen, wo sie an die höchsten Ideen der Menschheit anknüpft und sich von ihnen durchdringen läßt. Zola hätte niemals Erfolg gehabt, wenn seine Erzählungen nicht doch einen gewissen Ideengehalt aufwiesen, der ihnen eine Art Tiefe verleiht, obgleich Zola mit Vorliebe die gemeinsten Triebe der Menschennatur hervorkehrt und sich so anstellt, als seien diese die ausschließlich herrschenden, und Minor hat darauf hingewiesen, daß sich manchmal bei Schiller eine Art Zolascher Ideen finden, aber wohlgerneht Ideen! Dem Dichter sei erlaubt, alles Menschliche in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, aber unter allen Umständen verliere er niemals den Zusammenhang mit höherer Lebensauffassung. Das ist der Idealismus, wie ich ihn verstehe, der Idealismus, der sich auch mit der realistischen Darstellung verbinden läßt, der Idealismus, der das widerspiegelnde Menschenwerk erst zum Kunstwerk erhebt. Aber auch die Wissenschaft kann nicht gedeihen, wenn sie die Ideale beiseite schiebt. Demgemäß hat man richtig erkannt, daß die Kritik menschlicher Handlungen in der Geschichte zweierlei im Auge haben muß. Einerseits muß der Handelnde aus seiner Zeit und seinem Charakter beurteilt werden, andererseits müssen aber an seine Hand-

lungen die idealen Maßstäbe angelegt werden. Damit führen wir, sit venia verbo, nichts anderes aus als eine Art moralischer Prozentrechnung. Selbstverständlich hängt diese zweite Art der kritischen Beurteilung mit der Frage zusammen, welchen Wert eine Handlung für die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt gehabt habe, doch muß in vielen Fällen diese Art der objektiven Beurteilung einen abgesonderten dritten Platz einnehmen. Die moderne Soziologie, die den Begriff der Willensfreiheit verwirft, kann aber dem einzelnen im Grunde überhaupt kein Verdienst zuschreiben, er handelte immer so, wie er mußte. Vielmehr aber sollte man diejenigen Menschen, und es hat deren sicherlich gegeben, über die Maßen loben, die ihr eigenes Interesse dem der Gesamtheit opferten, mit bewußter Absicht opferten, denn diese liebten ihre Nächsten mehr als sich selbst.

4. Juni 1905.

Dr. Ludwig Egger.